

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 26 (1936)

Heft: 23

Artikel: Der Ueberwinder [Fortsetzung]

Autor: Aeby, Alfons

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643637>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 23 - 26. Jahrg.

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Herausgeber: Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern

6. Juni 1936

Nachtlied. Von Irmela Linberg.

Nun liegt die Welt in tiefem Schweigen,
Der Hauch der Nacht weht kühl und feucht;
Kaum hörbar rauscht es in den Zweigen,
Die tief sich neigen
Unter des Himmels seltsamem Geleucht.

Unter der Erde aber weben
Und schaffen tief geheimnisvoll
Die Kräfte, die zum Lichte streben;
In leisem Beben
Entfaltet sich, was morgen blühen soll.

Wir beide nur sind wach und lauschen —
(Die heissen Stirnen kühl der Sommerwind.)
Wie Blumen stumme Grüsse tauschen,
Und Quellen rauschen,
Die uns tagsüber ganz verborgen sind.

Die Blüte reift der Frucht entgegen,
Ganz heimlich pocht und pulst das Blut.
Die Herzen gehn in schweren Schlägen . . .
Wie all der Segen
Unendlich wohl — unendlich wehe tut!

Der Ueberwinder. Roman von Alfons Aeby.

Als auch die Wärterin gegangen war und Ruth ermattet lag und erst nach langem erstaunt und fremd die Augen öffnete, warf er sich auf die Knie, bat um Verzeihung und beschwore sie, an seine große und einzige Liebe zu glauben, alles geschehe aus Liebe zu ihr, selbst der gerechte Zorn bezeuge seine übermäßige Liebe.

Sie bat mit matter Stimme: „Hör nun auf.“

Als er sie küssen wollte, drehte sie den Kopf beiseite. Er blieb an ihrem Lager. Die Wärterin konnte ihn nicht bewegen, fortzugehen.

In ihrer Nähe hielt er die Nachtwache.

Ruth war in einen tiefen Schlaf gesunken, aber Lot har schloß kein Auge. Bei der leisesten Bewegung horchte er auf und lehnte wieder, jedes Geräusch vermeidend, in seinen Stuhl zurück.

Es blieb ihm Mühe zum Sinnen.

Wenn Ruth sterben würde? Trüge er Schuld? Nein, nicht denken, nicht daran denken. Er hatte ein Kindlein von ihr. Wenn sie genas, war alles gut. Wenn die Mutter nicht wäre, alles noch besser. Wenn, wenn — wenn er nicht geheiratet hätte — wenn er Claire geheiratet hätte! Geld, weniger Arbeit, weniger Mühsal, sich ganz der Schule widmen, Geld und keine Liebe. Und vielleicht doch Liebe, mehr Liebe von Seiten der Frau. Was wog denn Liebe in der

23
einen Wagschale gegen solche unliebsame Lasten in der andern Schale. War sein Leben weiterhin wert, gelebt zu werden? Ihn schauderte. Er erhob sich, kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne. Wie war diese Not noch zu ertragen? Er öffnete den Mund zu einem Schrei, zu einem Hilferuf — da regte sich das Kind.

Auf den Fußspitzen näherte er sich der Wiege. Das Knäblein schlief wieder tief. Lange betrachtete er das liebliche Bild mit verhaltenem Atem, er wollte niemand aufschrecken, niemandem den erquickenden, heilenden Schlaf rauben.

Nun schlich er an das Lager der ruhig schlummernden Ruth. Ihre Arme lagen lang ausgestreckt zur Seite der Dede. Ihre Hände waren schmal und weiß. Welch schöne Hand. Oh, wenn diese Hände doch gütig sein wollten, gütig. Und ihr Antlitz, gebettet in die duftigen Kissen und in das schwarze, krause Haar, voll lieber Harmonie. Wie war es möglich, daß so bittere Worte über diese süßen Lippen kamen und so böse Blide unter dieser faltenlosen Stirne hervorschossen? Wenn er sie doch beeinflussen könnte, wie man es bei widerspenstigen Kindern tat, im Traum, im Schlaf.

Er beugte sich über die Gattin, und aus seiner Brust kam wie ein Odem Gottes ein Wunsch und formte sich auf

den bebenden Lippen zur heißen Bitte: „Liebste Ruth, sei lieb zu deinem Manne und zu deinem Kind!“ Immer wieder hauchte er dieselbe Bitte, zehn-, zwanzig-, dreißigmal. Ihr Gesicht schien noch sanfter zu werden. Oh, Seligkeit. Er tat einen befreienenden Atemzug.

Ruth erwachte, sie öffnete die Augen. Welch ein Glanz. Sie sah ihn an. Über der Blick verwölkte sich wieder und die Lider schlossen sich fest. Sie wandte den Kopf von ihm weg. —

Da schlich er auf seinen Stuhl zurück und vergrub sich darin.

25. Kapitel.

Karl Waldbauer war in glänzender Wahl Statthalter geworden.

Man sprach achtungsvoll davon, daß so ein junger Mann einen solch verantwortungsvollen Posten erworben hatte. Vor dem zwanzigsten Jahre schon hatte Karl Waldbauer seine akademischen Studien abgeschlossen, sich im Fluge vor Gericht die ersten Vorbeeren geholt und war von der neuen Zeit, die junge und rassige Talente zu tragen liebte, mit außergewöhnlichem Elan zu Ehren gekommen.

Statthalter! Erreicht! wird er frohlocken, den Schulmeister überholt! Noch stand Lothar auf demselben Fleck, war ärmer geworden und unglücklich dazu.

Ruth! Es war schlimm.

Sie erzog ihm das Kind nicht nach seinem Sinn. Es war ein helläugiges, hübsches Knäblein. Liebe hätte den widerspenstigen, heftigen jungen Willen gebrochen, denn Liebe allein erzog und besserte den Menschen. Aber Ruth liebte ihr Kind nicht. Wie oft hatte er selbst Wärterdienste getan, das Kind gehetzt und gepflegt und dafür von Ruth geringe Anerkennung empfangen. Wegen der kleinfügigsten Ursache gerieten sie jetzt in Streit.

Da hatte der Zweijährige ein Schokoladenei, das ihm der Vater geschenkt hatte, sogleich zerbrochen. Lothar sah das eigenhinnige Bübchen mit betrübter Miene an, und dies genügte, um ein hältloses Geschrei zu entfesseln.

Ruth trat von der Küche her erzürnt unter die Türe und fragte barsch: „Was gibt es wieder?“

„Rudolf hat das schöne Ei schon zerschlagen“, stellte der Vater ruhig fest.

„Der Krämer verkauft noch gerne mehr, denk ich“, schnippte sie zurück.

„Aber man erwirbt sie nicht ohne Geld“, entgegnete er gleichmütig.

Sie war schon aufs bitterste beleidigt. „Geld, Geld, sparen, sparen, das ist deine ewige Stichelei. Hättest du doch die geheiratet, die dir dein Bruder jetzt weg schnappt, der Herr Statthalter.“

„Ruth, ich habe dich geheiratet. Mach mir nicht Vorwürfe. Du stellst dich damit selber ungut.“

„Du bist schuld, wenn es so steht; du, mit deinem ewigen Belehren, deinem sauertöpfischen Gesicht.“

„Wenn du lieber sein wolltest, dann wäre das Leben erträglicher.“

„Ich bin das, was du aus mir gemacht hast.“

„Ich könnte den Spieß umkehren.“

„Hab' ich einen Schulmeister aus dir gemacht?“

„Nein“, sagte er kleinlaut. Er wollte zum Frieden einlenken. „Schau, hier habe ich einen Brief erhalten, ich soll an der großen Lehrertagung im Namen der gesamten Lehrerschaft sprechen.“

„Was nützt uns das?“

Er schwieg eine Weile, dann sagte er: „Ich meine, es ist in erster Linie ein Beweis, daß man mich schätzt. Die Möglichkeit kann sich damit eröffnen, zu einer besseren Anstellung.“

„Es wäre bald an der Zeit. So hält man's nicht mehr aus.“

„Siehst du nicht, daß ich unermüdlich arbeite, aber das Leben ist teuer, die Zeiten sind schwer.“

„Sag es nur, deine Frau verschwendet.“

„Ruth!“

Sie war nicht zu beruhigen: „Nie hat man eine Freude. Die andern Frauen gehen aus, genießen das Leben, fahren in die Ferien und reisen.“

„Wenn dir das Glück bedeutet, so reise du, ich besorge inzwischen das Haus.“

„Und du verdienst mir damit das Reisegeld und ein bisschen Lebensfreude, scharmant.“ Sie lachte voll Spott.

„Bitte, schweig, ich habe dies Hadern übersatt.“

„Wer hat angefangen?“ fragte sie heftig.

„Natürlich, ich, ich.“ Er schlug sich heftig an die Brust und schrie gequält. „Aber nun Schlüß, Schlüß.“

Er hob den Knaben auf den Arm und trat aus dem Hause und ging den Feldweg an den blühenden Kirschbäumen vorbei nach dem moosigen Grund des Waldes. Hier kannte er ein Plätzchen, auf dem die Maiglöckchen früh zum Blühen kamen. Er pflückte ein duftendes Sträuchchen. Bei dieser Tätigkeit und beim Geplauder mit dem Kinde wurde sein Herz befreiter und frohmütiger.

Als er heimwärts schritt, begägnete er dem Pfarrer.

Sie grüßten sich, und der Pfarrer hatte betreffs Verschiebung einer Unterweisungsstunde einen Wunsch, dem der Lehrer sogleich nachkam.

Aber knirschend in Unwillen ging der Lehrer nachher seines Weges weiter. Mit flüchtigem Blide nur hatte der geistliche Herr sein Knäblein gestreift. Sollte das unschuldige Wesen schon die Verachtung zu spüren bekommen, die den Eltern zugedacht war? Vielleicht geschah dies Uebersehen nicht aus Verachtung, sondern aus Mitleid, weil man das Mißgeschick seiner Ehe gnädig übersehen wollte. Lothar war überzeugt, daß Pfarrer Polycarp, den er als tüchtigen und klugen Seelsorger schätzte, ihm jene Gesinnung entgegenbrachte, die zu einer Freundschaft hätte auswachsen können, wenn nicht die Dissonanz dieser Ehe den Anschluß verhindert hätte. Aber nur kein Mitleid.

Zu Hause ließ er der Mutter durch das Kind ein Sträuchchen reichen, und er selbst drückte Ruth, um Versöhnung bittend, die größten und schönsten Maiglöcklein in die Hand.

Aber Ruth winkte mürrisch ab und wandte sich ihrer Arbeit zu.

Wortlos ging er auf sein Zimmer und setzte sich an das Pult. Auf der Schreibmaschine entdeckte er ein ge-

schlossen, unadressiertes Briefchen. Er wog es hin und her, öffnete es schließlich und las: „Es wird Sie interessieren, zu erfahren, daß Ruth Gauch und die Geschwister Hollmann kein verwandtschaftliches Blut haben. Dies nach eidlicher Aussage von Frau Gauch.“

Lothar saß und las und fand sich mit den Zeilen nicht zurecht. Wer hatte sie geschrieben, in Maschinenschrift? Der Sekretär? Hollmann? Ruth selber? War es Aufklärung oder Drohung? Die Zeilen versehnten ihn in stürmische Unruhe. Endlich fragte er Ruth nach dem Ueberbringer des Briefes.

Sie gab unklaren Bescheid, daß sie sich nicht um seine Briefschäften kümmere.

Er fasste sie an den Schultern und sah sie durchdringend an: „Weißt du, Ruth, was im Briefe steht?“

Sie redete die Gestalt und ihre Augen funkelten. „Vielleicht, daß ich eine arme Frau bin.“

Da ließ er die Hände fallen und wankte aus der Wohnung.

Das Schriftstück ließ ihm keine Ruhe.

Alte Zweifel an die Treue seiner Frau regten sich.

So begab er sich zu Fischlin, um ihn wegen seiner früheren Aussagen über die Herkunft Ruths zu befragen. Er traf den Mann in seinem Bureau. Die grünen Augen glitzerten weinselig aus dem verhärmten Gesichte. Die Leute sagten, daß er seit dem Wegzug der Frau Gauch jeden Halt verloren habe.

Auf die erste Frage des Lehrers grinste Fischlin hämisch: „Hab ich's Ihnen nicht prophezeit, Hand weg von den Weibern. Nun erwarten Sie, daß ein armer Teufel wie ich, der durch die Weiber zugrunde gerichtet wurde, Ihnen helfen soll? Tun Sie lieber für die Zukunft die Augen auf und trauen Sie niemandem, als Ihnen selbst. Trau, schau, wem, etcetera.“ Er hob warnend den Finger.

„Sie sind ein schlimmer Mensch“, entgegnete Lothar enttäuscht und schickte sich zum Gehen an.

„Ich will nicht der beste sein, Herr Kollege“, rief Fischlin mit fröhlich zwinkernden Augen. Aber plötzlich stand er auf und trat an den Lehrer heran und fragte ganz ernsthaft: „Bitte, können Sie mir nicht die Adresse von Frau Gauch mitteilen?“

„Die ist mir unbekannt“, sprach Lothar.



U. W. Züricher: Sigriswil mit dem Stockhorn.

„Apropos, Herr Lehrer, im Vertrauen“, flüsterte Fischlin, dicht an Lothar sich drängend, „ich bin auf einer interessanten Fährte. Es wird Enthüllungen geben. Oh, der schändliche Betrug, der schändliche, gemeine Betrug durch ein ganzes Leben lang. Wenn meine Ahnung sich bewahrheitet, dann ist's zum Wahnsinnigwerden, etcetera.“

Er stöhnte und flammerte sich an den Lehrer.

„Was ist denn?“ fragte Lothar.

„Nichts Entschiedenes, aber die falsche Liebe kann ein gesundes Leben vernichten, sehen Sie mich an. Warten wir das Ende ab.“

Unerlößt, nur noch bedrückter, machte sich Lothar auf den Heimweg. Neben dem Schulhause sah er frisch gepflückte Maiglöckchen auf der Straße liegen.

Ruth hatte seine Blumen aus dem Fenster geworfen.

26. Kapitel.

Die Lehrer des Landes strömten zur allgemeinen Konferenz zusammen.

Sie schälten sich langsam aus der alltäglichen, meist ein bisschen kreidesaubigen Menschlichkeit heraus und schwantzen zwischen Zovialität und steifer Würde. So lag es zu Beginn wie ein leiser Frost auf der Tagung.

Auch der junge Statthalter Karl Waldauer war zugegen. Die Lehrer erwähnten seine Anwesenheit mit Respekt. Schon von weitem zogen sie den Hut vor diesem unterseckten, fernigen, jungen Manne, vor diesem Imperatorenantlitz und vor diesem glänzenden Zylinder.

Lothar stand bescheiden hinter den Reihen und beob-

achtete den blitzblank aus der Schachtel gehobenen Statthalter. Er gewahnte auch, wie Karl mit knapper Handbewegung den Glanzhut lüftete und den ihm huldigenden Scharen mit gnädigem Lächeln dankte.

Lehrer Lothar blieb den vormittägigen Verhandlungen fern. Er unternahm einen Spaziergang außerhalb des festlich geschmückten Dorfes und überdachte nochmals seine Rede. Ein scheues Gefühl beengte ihn zuweilen. Aber an seiner Rede wollte er doch kein Tota ändern. Er wollte ungeschminkt die Wahrheit sagen und das Zukunftsprogramm einer Schule der Tat, des Lebens, der Wirtschaft und des Christentums festlegen.

Während des Mittagessens sollte seine Rede steigen.

Die eigens für die Generalkonferenz hergerichtete Festhütte war angefüllt mit schwatzenden und schmauzenden Pädagogen. Schon die kräftige Erbsensuppe hatte sie in die gemütliche Stimmung freier Menschen versetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Blütenzauber und Glockenspiel.

Pfingsterinnerung aus dem Gruyéroländli
von Cécile Roth.

Der Pfingstmorgen war herrlich klar angebrochen, voll Sonnengold und Vogelgezwitscher. Das Gruyéroländli erstrahlte im frischen grünen Frühlingskleid, ein köstlich Kleid, bestickt mit goldenen, vielstrahligen Löwenzahnblüten, mit rosigweißen Maßliebchen und hellblauen Schillas.

Das Grün der saftigen Matten leuchtete wie Smaragd im Sonnenschein, und die Bäume trugen junges, zartes Laub. Die Birken im feinen Spitzenkleid, die Buchen in blau-grüner Seide, die Lärchen in duftigen Nadelbüschchen.

Alles schien den Frühling ganz besonders feiern zu wollen. Die Berge, die das liebliche Ländchen umrahmen und schützen, glitzerten im schimmernden Neuschnee. Darüber blauete der wolkenlose Himmel wie eine Riesenglocke aus Kristall über all der Pracht. Oben auf dem Hügel ragen die alten Türme des mittelalterlichen Schlosses, in dessen Rittersälen die Waffen, Bilder, Rüstungen und Gebrauchsgegenstände der ehemaligen Grafen von Gruyéroland aufbewahrt werden. Auf sanftem Hügel ruht das alte Schloß und schaut ins freundliche Land hinunter. An Festtagen begegnet man vielen jungen Mädchen, in der malerischen Tracht, mit dem hübschen schwarzen Spitzenhäubchen und dem Silberschmuck. Sie gehen alle zur Messe, hernach spazieren sie durch die buntblumigen Matten und gehen in die Narzissen. In die Narzissen gehen! Das ist eine ihrer höchsten Freuden im Frühling, so um die Pfingstzeit herum. In die Narzissen gehen, das ist aber auch eine Lust und ein Genuss ohnegleichen. Wer die herrlichen schneeweissen, duftenden Felder mit der herrlichen Sternenblume nicht selber gesehen, der macht sich keinen Begriff von ihrer märchenhaften Schönheit. Das Narzissenfeld wogt im leisen Frühlingswind, der kühlt von den Bergen herunterstreicht. Es wogt wie ein Meer aus weißer Seide und verströmt Wolken von Wohlgerüchen. Auch wir schlossen uns den jungen Mädchen an und pflückten mächtige Sträuze der wunderbaren Blume. Die herrliche Blüte hat aber auch ihre hübsche Sage: Narzissus, der wunderschöne Griechenknabe, spiegelte sich gern im klaren Wasser des Baches oder eines Bergsees. Er verliebte sich dabei so sehr in sein eigenes Bild, daß er immer tiefer, immer tiefer ins Wasser schaute, um sein herrliches Bild näher, immer näher zu betrachten. Von Sehnsucht erfaßt, neigte er sich bis auf den Grund des Sees, stredete die Arme sehnsüchtig nach seinem Ebenbild aus und ertrank.

Aus seinem Blute erblühte die köstliche Narzisse mit dem berückenden Parfüm.

So mitten im Sternblumenfeld erklangen plötzlich die Glöden. Klingendes Glockenspiel war's. Ein Glockenspiel wie wir es noch nie zu Gehör bekommen! Alte, fast vergessene Kirchenlieder erklangen, von Meisterhand gespielt, schöne Vaterlandshymnen, Hirtenlieder, Lieder von den Grafen von Gruyéroland und dann noch das allbekannte: „Lioba, lioba, les Armaillis dei Colombe....“

Die silbernen Glödenstimmen trugen ihre Lieder weit, weit ins Ländchen hinaus, Pfingstfreude verschenkend.

Wir saßen mitten auf grüner Matte. Um uns glühten tausend Flämmchen, rote Freudenkerzen, feurige Lebensfreude: der lebenshungrige, wuchernde Sauerampfer feierte seine Frühlingsorgien. Da kam ein alter Senne vorüber, grüßte freundlich und gesellte sich zu uns. Als die herrlichen Glödenlieder verklungen waren, erzählte er uns manches vom Schloß und seinen Grafen. Auch eine hübsche Sage aus der Zeit der Kreuzzüge schenkte er uns. Ich lasse die Legende folgen:

Eines Tages war der Graf mit seiner Gemahlin und seinen Getreuen beim fröhlichen Mahl im großen Brunnenaal versammelt. Da meldet sich ein armer Barfüßermönch. Der Graf, der gerne vernimmt, was etwa in der weiten Welt geschieht, läßt den Mönch zu Tisch bitten. Nachdem dieser Hunger und Durst gestillt, beginnt er von den Kreuzzügen zu erzählen, von der Notwendigkeit, das heilige Grab zu erobern. Der Graf horcht auf, ist Feuer und Flamme, er ist von Begeisterung ergriffen für die heilige Sache. Rüstzeug, Waffen und Banner müssen aus den Waffenkammern hervorgeholt werden, denn in Wälde gedenkt er ins heilige Land zu ziehen. Der jungen Gräfin Herz will fast verbluten vor Schmerz. Sie bittet und bittet, er möge sie doch nicht schon verlassen, aber alle Bitten sind umsonst. Sie vergeht schier vor Weh und Verzweiflung, denn wer weiß, ob man sich je wiederseht? Ob ihr mutiger Ritter jemals sein Gruyéroländchen wieder betreten wird? Und wenn auch, die Trennung wird eine lange sein, und Jahre werden vergehen bis zur Rückkehr.

Nun stehen die Kreuzfahrer gerüstet im Schloßhof. Alle Edelfrauen wollen mit dabei sein, wenn die Tapfern hoch zu Ross, mit flatterndem Seidenbanner die Heimat verlassen, um in weiter Ferne der heiligen Sache zu dienen. Die edlen Ritter, die Knappen und alle übrigen Waffenknchte sind da und warten mit Ungeduld auf das Zeichen der Abfahrt. Der Graf aber kann sich von seiner schönen jungen Gattin fast nicht trennen.

Die Rosse stampfen und wiehern. Der Bannerträger läßt die seidene Fahne in der frischen Morgenluft flattern, daß der gestückte Kranichvogel zu fliegen scheint: „Auf, ihr Ritter und Männer, die Zeit drängt, die Sonne steigt am Himmel, unser Ruf sei: „La Grue“ voran, auf zum heiligen Kampf, kehre zurück, wem Gott es gibt.“

Bei den Frauen fließen die Tränen, und mit Mühe kann sich die schöne Gräfin aufrecht halten. Aber, in Frauenherzen wohnt neben Zartheit und Liebe auch Mut und Rühmlichkeit, Gottvertrauen und sogar noch ein wenig Litt!

Dies würden sie nur allzubald zu beweisen haben.

Raum ist der edle Graf fort, mit seinen Leuten dem gelobten Lande zu geritten, als auch schon Gefahr droht. Der Herzog von Savoyen macht sich mit einer Kriegerschar auf und steuert dem trügigen Schloß Gruyéroland zu. Was will er dort? Was hat er dort zu suchen. Die holde Gräfin ist ihm in süßer Erinnerung geblieben, und in seinem Herzen brennt eine unheimliche Leidenschaft für sie. Er muß sie unbedingt haben. Auch das Schloß gefällt ihm nicht übel, er wird es mit Leichtigkeit erobern, mühelos erobern! Bedenken kennt er keine, findet es ganz richtig, wehrlose Frauen zu überfallen.